

Dialekt, Standard und Mehrsprachigkeit

Autor(en): **Berthele, Raphael**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **14 (2006)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-962019>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

14. JAHRGANG

JUNI 2006

NR. 2

Die Wirbel um die angemessene Verwendung von Mundart und Schriftsprache in den Schulen haben sich noch keineswegs beruhigt. In einer von Dr. Christian Schmid geleiteten Radiodiskussion brachten die Linguisten Prof. Dr. Raphael Berthele von der Universität Bern und Dr. Joachim Scharloth von der Universität Zürich ihre Überlegungen vor, welche sie liebenswürdigerweise eigens für das «Mundart-Forum» in die nachstehenden Artikel gefasst haben. Wir danken sehr herzlich!

der mit grosser Intensität getan. Die PISA-Studie liefert dabei Munition für alle Interessierten: Sie muss jetzt dafür herhalten, dass Exponenten aus dem Deutschschweizer Geistesleben wieder einmal den Zerfall aller Sprachfähigkeiten beklagen, während die DialektfreundInnen andererseits mit der genau gleichen Studie zeigen können, dass ja gerade die dialektfreundlichen Regionen im deutschen Sprachraum noch etwas weniger übel abschnitten als das standardisierte Ödland. Erziehungsdirektoren und Schulfunktionäre verlangen Hochdeutsch auf dem

DIALEKT, STANDARD UND MEHRSPRACHIGKEIT

*Eine Polemik in selbstbewusstem
Hochdeutsch*

*Sprachliche Verunsicherung in der
Deutschschweiz*

Über die Sprachsituation in der deutschsprachigen Schweiz kann nichts Neues mehr gesagt werden, und dies wird in den letzten Monaten wie-

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Dialekt, Standard und Mehrsprachigkeit</i>	1
<i>Das Fremde in der Sprache</i>	6
<i>Düü Bääba</i>	11
<i>Mundart und Hochsprache in Schule und Kindergarten</i>	12
<i>Ein neues Züritüütsch-Lehrbuch</i>	13
<i>Maturarbeiten zu Mundartfragen</i>	15

Pausenplatz und im Schulbus, SVP-Politiker fordern überraschenderweise mehr Migration (nämlich LehrerInnen aus Deutschland), besorgte Eltern stimmen entweder vehement zu oder eben überhaupt nicht, übersetzen jetzt die Globibücher in die Sprache Goethes oder übersetzen im Gegenteil dialektal-widerspenstig die Kleine Hexe ins Freiämter Idiom, Kindergärtnerinnen kündigen und bilden sich zu Reiseleiterinnen weiter, weil sie dann weiter Schweizerdeutsch reden dürfen, oder aber sie lassen das Elfiglöggli nur noch auf Hochdeutsch schellen und singen nur noch Kookaburra und l'inverno è passato, weil sie sich nicht mehr an die Roten Rösli getrauen. Auch die Welschen machen mit, sie sind zu einem rechten Teil froh, dass es jetzt endlich auch in der aussereuropäischen Alpenbrache dem provinziellen Suisse-Allemand an den Kragen geht – oder solidarisieren sich sogar öffentlich mit den Dialekten, da sie dazu führen, dass sowohl die Alemannen wie die Welschen im Hochdeutschen nur zu Gast sind und also zumindest in der hochdeutschen Fremdsprachlichkeit eine helvetische Gemeinsamkeit finden.

*Positionen und Antworten der
Linguistik*

Wir leben offenbar in einer muttersprachlich hoffnungslos verunsicherten Zeit. Also wenden sich die verzweifelten Sprachbetroffenen an die LinguistInnen, flehen um klärende Worte. Und was antworten die Deutschschweizer LinguistInnen? Auch sie wiederholen, was man aus wichtigen Studien weiss, nämlich wie

die kleinen DeutschschweizerInnen spontan, freudig oder doch zumindest ohne Abscheu vorschulisches TV-Hochdeutsch lernen, wie dann die Schule offensichtlich diesem unverkrampft erworbenen und benutzten Hochdeutschen an den Kragen geht bzw. die Einstellungen ins Negative stürzt. Die LinguistInnen versuchen zu versachlichen, sie versuchen zu erklären, dass von Hollandisierung keine Rede sein kann, weil nämlich die Holländer vor den Deutschen eine Standardsprache hatten, dass auch die Deutschschweiz zur Entstehung der Standardsprache ihren Beitrag geleistet habe, dass es nicht einfach «ein» Hochdeutsch gäbe, und dass man doch bitte unverkrampft und plurizentrisch hierzulande ein selbstbewusstes Hochdeutsch auch mit Papa Moll und Globi pflegen solle. Uneinigkeit herrscht allenfalls bezüglich der Benennung der Deutschschweizer Sprachsituation, es gibt die Diglossisten und die Bilinguisten, wobei erstere Wert darauf legen, dass Mundart und Standard zwei Formen oder Varietäten einer Sprache sind, während letztere sich auf den Standpunkt stellen, dass wir es einfach mit zwei Sprachen zu tun haben, wenn auch mit zwei sehr verwandten. Je nachdem sind also die DeutschschweizerInnen zweisprachig oder zweisprachformig, je nachdem ist das Globibuchübersetzen eben einfach Übersetzen oder «intralinguales Übersetzen». Diese Debatte innerhalb der Linguistik sollte nicht überbewertet werden, es zeigt sich, dass man sowohl als Diglossist als auch als Bilinguist vernünftige Positionen vertreten kann.

3 Thesen unter der Lupe

Obwohl die sprachwissenschaftliche Zunft gerne und viel über die Deutschschweizer Sprachsituation nachdenkt, fehlen uns weitestgehend empirische Studien, die das immer wieder Behauptete in den sprachpolitischen Debatten auch belegen:

1. In der Deutschschweiz gibt es in den letzten Jahren eine starke Mundartwelle, d.h. der Gebrauch der Mundart nimmt insgesamt zu und erobert Domänen, die bisher für die Standardsprache reserviert waren.

Diese These wird immer nur anekdotisch «bewiesen», niemand hat die Sprachproduktion und Rezeption in Dialekt und Standard jemals quantifiziert. Dass einzelne DeutschschweizerInnen mündlich nur widerstrebend im Standard kommunizieren, steht ausser Zweifel, ähnlich wie auch gewisse Schwaben kategorisch nur schwäbeln und gewisse Sachsen lieber sächselt. Angesichts der beträchtlichen Zuwanderung aus Deutschland kann man aber ebenso gut behaupten, die Verwendung der Standardsprache im Nähebereich, also in jenem Bereich, der bisher für den Dialekt reserviert war, nehme in gewissen Kreisen zu. Vielleicht vermischen sich aber auch einfach die Kontexte, vielleicht sind die SprecherInnen auch viel flexibler im Umgang mit den beiden Sprachen? Es reicht nicht aus, aufgrund von Einzelfällen generelle Tendenzen zu monieren, welche wiederum mit Hochdeutschoffensiven bekämpft werden sollen. Was wir hier brauchen,

sind harte Daten, z.B. eine Dokumentation von linguistischen Tagesabläufen einer repräsentativen Stichprobe von DeutschschweizerInnen.

2. MigrantInnen leiden unter der zweisprachigen Situation in der Deutschschweiz, sie haben schlechtere Aussichten auf Schulerfolg und berufliche Karriere wegen der doppelten Spracherwerbslast.

Natürlich ist der Erwerb von Mundart und Hochsprache aufwändiger als der Erwerb nur einer Sprache. Dass die Migrantenkinder genau deswegen jedoch in ihrer schulischen Karriere benachteiligt wären, muss erst noch nachgewiesen werden. Es gibt keinen Zweifel, dass das Deutschschweizer Schulsystem ein grosses Problem hat, den Migrantenkindern gleiche Chancen zu eröffnen wie den Einheimischen. Dies gilt jedoch auch für die deutschen Schulen, und gerade in Deutschland zeigen neueste OECD-Studien auf der Basis der PISA-Daten, dass dort sogar die Secondos noch schlechter abschneiden als jene der ersten Immigrantengeneration, was in der Schweiz nicht der Fall ist. Wenn auch solche Studien immer mit Vorsicht zu geniessen sind, da viele Faktoren versteckt mitspielen und die Ergebnisse beeinflussen, so gibt es doch im Moment keinerlei gesicherte Evidenz dafür, dass das Schweizerdeutsche schuld ist an Integrationsproblemen. Wenn MigrantInnen zuerst und lange Schweizerdeutsch sprechen wollen, so ist das erst mal ein gutes Zeichen für ihren Integrationswillen. Was

wir hier aus linguistischer Sicht brauchen, sind erst einmal Forschungsprojekte zum Thema DaZ in Dialektumgebung.

3. Der Gebrauch von Mundart und Standardsprache durch Lehrpersonen verwirrt die SchülerInnen.

Diese Aussage habe ich bereits mehrfach in Broschüren von kantonalen Schulämtern gelesen. Sie ist in dieser Form nicht mehr als eine Behauptung. Man kann genauso argumentieren, dass ein bewusstes und sorgfältig kultiviertes (und in der Schule thematisiertes) Nebeneinander der beiden Sprachen das Sprachbewusstsein von Lehrpersonen und SchülerInnen fördert und eine wunderbare Grundlage bildet für eine erweiterte Mehrsprachigkeit.

Die Deutschschweizer Kinder, die mit Dialekt und Standard aufwachsen, sind mehrsprachig. Sie erwerben fast simultan (mindestens) zwei sehr nahe verwandte Sprachen, die in beide Richtungen enorme Transfermöglichkeiten bieten. Ob man den Erwerb des Hochdeutschen als Fremd-/Zweitspracherwerb oder erweiterten Erstspracherwerb sieht, hat wiederum mit der Entscheidung zwischen Diglossie und Bilingualismus zu tun, hängt also letztlich von der Entscheidung darüber ab, ob das Hochdeutsche als Fremdsprache gilt oder nicht. Für gewisse LinguistInnen darf es keine Fremdsprache sein, denn damit vergrössert man den Graben noch zwischen der – vertrauten – Mundart und der «fremden» Hochsprache. Diese Sichtweise

kann ich nachvollziehen, da ich ihre Zielsetzung teile, ich halte sie aber für problematisch, da sie offensichtlich mit einer negativen Bewertung von «Fremdsprache» einhergeht. Wenn man jedoch den Enthusiasmus von fremdsprachenlernenden Kindern beobachtet, zeigt sich sofort, dass es keinerlei Automatismus gibt, der einer Fremdsprache zwingend eine negative Einstellung zuordnet (man denke nur an den Englischenthusiasmus). Ein Nachteil der Fremdsprachenkonzeption ist es jedoch, dass Opponenten von zwei Fremdsprachen in der deutschen Schweiz argumentieren, die Kinder müssten mit dem Hochdeutschen bereits eine erste Fremdsprache lernen, es sei also in der Primarschule nur noch Platz für eine weitere Fremdsprache. Dabei könnte und sollte man genau umgekehrt argumentieren: Aus der Mehrsprachigkeitsforschung wissen wir, dass der Erwerb von dritten, vierten, x-ten Sprachen durch den vorausgegangenen Erwerb von Erst- und Zweitsprache erleichtert wird. Folglich ist zu erwarten, dass die Deutschschweizer Kinder einen Vorteil haben, wenn es um den Erwerb von neuen Fremdsprachen geht, denn sie kommen schon mehrsprachig in die Schule.

Notwendigkeit differenzierter Lernziele

Eine Forderung, die man immer wieder hört, ist jene nach dem unverkrampften, selbstbewussten Umgang mit dem Hochdeutschen in der Mündlichkeit. Moniert wird von LinguistInnen und Bildungsverantwortlichen, die

stereotype Zuordnung der sog. Herz- und Hand-Fächer zur Mundart und der «harten» Fächer zum Standard sei zu vermeiden, da sie zu den negativen Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen führten. Aus einer Mehrsprachigkeitsperspektive teile ich diese seit langem geäußerte Forderung nicht. Es sollte auch in der Schule Mundartinseln geben, denn ein mehrsprachiges Repertoire aufbauen und pflegen heisst auch, die L1 der Mehrheit, also die Mundart zu pflegen – gerade auch aus einer Integrationsperspektive. Das kann in den besagten Fächern durchaus geschehen, man kann aber natürlich den Gebrauch von Mundart und Standardsprache auch anders variieren. Dass die Standardsprache dabei im Unterrichtsalltag klar vorherrschen sollte und dass gewisse mündliche (Schlag-)Fertigkeiten auch in der Standardsprache erworben werden müssen, bezweifelt ohnehin niemand. Was wir brauchen, ist eine Formulierung von Lernzielen in allen relevanten Sprachen, differenziert nach Fertigkeiten. Was sollen VolksschulabgängerInnen am Ende schreiben/lesen können, was sollen sie mündlich können? Von LehrmeisterInnen und Mittelschulen hört man, dass die schriftlichen Kompetenzen ungenügend seien. Wenn ein Automechaniker-Lehrling einen sauberen Reparaturbericht schreiben können soll, dann sollte er die entsprechenden Grundlagen in der Volksschule lernen. Das vielgepriesene «selbstbewusste» Hochdeutsch ist gut und recht, ich halte es aber für nicht prioritär. Dass die DeutschschweizerInnen oft etwas we-

niger wendig und ausufernd in der Standardsprache parlieren, kann zwar aus normativer und deutschländischer Sicht auffällig wirken, ist aber in der Praxis nur in den seltensten Fällen ein gravierendes Problem. Wer im Alltag wirklich unverkrampftes Hochdeutsch braucht, lernt das auch ausserhalb der Schule. Wer wie die TeilnehmerInnen am literarischen Quartett elaborierte Betrachtungen über belletristische Werke zum Besten geben will, lernt das spätestens im germanistischen Proseminar. Dass die Mehrheit der DeutschschweizerInnen solches jedoch weder will noch muss, ist weder ein kulturelles noch ein volkswirtschaftliches Malheur. Die Schwaben können das auch nicht und bauen trotzdem gute Autos. Was elementar und offenbar nicht mehr selbstverständlich ist, ist eine einigermaßen differenzierte und normgerechte Schriftlichkeit sowie der souveräne rezeptive Umgang mit komplexen schriftlichen Texten. Alles deutet darauf hin, dass dies aber auch in Deutschland, auch in dialekt-fernen Umfeldern, nicht anders ist. Diese Kernkompetenzen sollte die Schule vermitteln, sowohl den Alemannen als auch den Migranten. Wer fordert, die Deutschschweizer Kinder müssten in allen Fertigkeiten, also produktiv und rezeptiv, mündlich und schriftlich, genauso unverkrampft, spontan und kompetent mit der Standardsprache umgehen können, der muss sich überlegen, ob dies nötig und möglich sei, und vor allem, was denn die letzte Konsequenz dieser Forderungen wäre: Es gibt keine mehrsprachige

Sprachgemeinschaft auf dieser Welt, wo die beteiligten Sprachen funktional und emotional genau äquivalent sind – sonst würde man sich nämlich sofort auf eine Sprache einigen.

Sprachliche Vielfalt als Chance

Sprachliche Vielfalt heisst immer auch funktionale Differenzierung, unterschiedliche affektive Evaluation der Sprachen, unterschiedliche Sprachgebrauchsmuster. Und unterschiedliche Gebräuche münden in unterschiedliche Kompetenzen in den Köpfen der Individuen. Spracherwerb und Sprachgebrauch sind nicht zu trennen, sondern sie sind zwei Seiten der sprachlichen Praxis. Mehrsprachige Individuen sind nicht multiple einsprachige Individuen, die Sprachen in ihrem mehrsprachigen System lassen sich gegenseitig nicht in Ruhe, sie befruchten sich einerseits, hinterlassen aber auch Spuren. Das ist normal, und man tut gerade in der (auf ihre vier Landessprachen stolzen) Schweiz gut daran, die Chancen, Eigenheiten und Beschränkungen der Mehrsprachigkeit im Auge zu behalten. In der deutschen Schweiz findet die unverkrampfte Mündlichkeit primär in Mundart statt – sowohl bei BankdirektorInnen als auch bei Kindergärtnerinnen. Wer den Akzent allzu stark auf «selbstbewusstes» mündliches Hochdeutsch legt, fordert also letztlich diesen Platz für das Hochdeutsche ein. Das ist nicht nur unnötig, sondern zum Glück auch aussichtslos.

RAPHAEL BERTHELE, UNIVERSITÄT BERN

DAS FREMDE IN DER SPRACHE

Die DeutschschweizerInnen und die Standardsprache

Persönliche Erfahrungen

Als ich vor vier Jahren von Heidelberg nach Zürich an die Universität wechselte, fiel mir vor allem eines auf: Immer wieder entschuldigten sich Studierende dafür, sich nicht richtig ausdrücken zu können, erklärten ihre geringe Beteiligung am Unterricht mit einem Unbehagen am «Schriftdeutschen» und behaupteten, als Deutscher sei ich ihnen per se sprachlich überlegen, jedenfalls im Gebrauch der Standardsprache. Häufig bekam ich sogar den Satz zu hören: «Hochdeutsch ist für uns Schweizer eine Fremdsprache.» Dies setzte mich in Erstaunen. Auch in Deutschland und Österreich gibt es viele Regionen, in denen im Alltag fast ausschließlich Dialekt gesprochen wird, niemand aber kommt auf die Idee, Hochdeutsch als eine Fremdsprache zu bezeichnen. Zudem schien mir – bei allen Unterschieden im Sprachgebrauch – die Ausdrucksfähigkeit der Schweizer Studierenden nicht geringer als die ihrer deutschen Kommilitonen. Woher kam also dieses Fremdheitsgefühl dem Hochdeutschen gegenüber? Was waren die Ursachen für dieses Gefühl, nicht hinreichend gut Hochdeutschen zu können? Ich entschloss mich, der Sache auf den Grund zu gehen: Mit Studierenden dis-